

Wenn in diesem Text eine Lehre steckt, dann die, die ich jetzt gleich zu Anfang formuliere: Trauen Sie als Literaturliebhaber nie den Warnungen und Abneigungen Ihrer lesenden Freunde. Und vor allem: Trauen Sie unter keinen Umständen den Abneigungen Ihrer bewunderten Lieblingsschriftsteller! Sie laufen andernfalls Gefahr, die extravagantesten Leseerfahrungen, die das Leben Ihnen vor die Nase hält, mutwillig und fahrlässig zu verpassen.

In meiner ersten jugendlichen Lesebegeisterung war nicht nur jedes Axiom, das Ernest Hemingway darüber von sich gab, wie man zu schreiben habe, unreflektiertes und unwidersprochenes Gesetz für mich, ich räumte ihm auch eine absolute Urteilskraft über die Qualität seiner Kollegen ein. Deshalb interessierte ich mich früh für Ezra Pound und E. E. Cummings, nie für Gertrude Stein, und vor allem entwickelte ich eine verächtliche Abneigung gegen William Faulkner. Seine Texte hätten dieselbe Konsistenz wie die städtischen Exkremente, die nächtlich im Hafen von Tschungking versenkt werden, sagte Hemingway über die Romane seines früher als er mit dem Nobelpreis geehrten Kollegen, und nannte ihn einen „old corn-drinking mellifluous“, was man ansatzweise so übersetzen könnte, daß Faulkner der überschüssige Bourbon und die ungeordneten Wörter wie Seim aus allen Poren quollen.

Es dauerte 35 Jahre, bis ich zum ersten Mal einen Roman Faulkners las und mich eines anderen und wesentlich Besseren belehren mußte.

Ganz ähnlich ging es mir mit einer noch perfideren Warnung eines ebenfalls von mir seit Jugendtagen geschätzten Schriftstellers: Elias Canetti. Anders als Hemingway mußte er nicht vulgär werden, um den verhassten Kollegen unmöglich zu machen. Er erledigte ihn für mich mit einem eleganten Florettstoß direkt ins Herz.

„In unerschütterlicher Selbstgewißheit, als säße er zu Pferde, lächelte der Dichter von oben, ein Ritter, der nie an sich ge-



MEIN ERSTES MAL

zweifelt hatte, altvertraut mit Tod und Teufel... Er fragte mich, ob ich je einen Menschen getötet hätte, als ich verneinte, sagte er, alle Verachtung grimassierend, deren er fähig war: „Dann sind Sie eine Jungfrau!“... Ich erfuhr erst jetzt seinen Namen, den ich ein wenig lächerlich fand, obwohl er zum Grimassieren paßte: Er hieß Doderer.“

Wobei Florett: Niederträchtiger geht es eigentlich nicht. Und die Niedertracht hatte damit noch kein Ende. Der nachtragende Canetti, ein rechtes Eckelpaket von Mensch, hatte auch mit einer Nazi-Denunziation Doderers beim Nobelpreis-Komitee in Stockholm dessen dortige wohlverdiente Krönung hintertrieben. Im übrigen war an der Denunziation nichts dran, wie vermutlich auch die obige Anekdote restlos zusammenphantasiert war.

Immerhin verding die gut gemachte Perfide bei mir. Nicht nur ließ ich das Werk links liegen, ich vermochte fürderhin den Namen „Doderer“ nicht mehr ohne Anführungszeichen aussprechen. Und beim Titel seines größten Werks kamen mir nur vage phonetische Assoziationen zu Wiener Konditoreien und Schlagobers.

So gingen die Jahre ins Land, dann die Jahrzehnte.

Irgendwann, mancher früher, mancher später, ich eher so wie Melzer (aber darauf kommen wir gleich), lernt man das Selbstdenken, und die Ratschläge der frühen Heroen vergilben und verblasen zusammen mit Teilen ihres Œuvres. Dagegen drang von allen Seiten immer häufi-

ger, mal raunend, mal als Selbstverständlichkeit, der Name Doderer mit neuem Klang und ganz ohne Anführungszeichen an mich heran, und ich beschloß, daß ich mir nun doch einmal die „Strudlhofstiege“ ansehen müsse.

Virulent wurde dieser Wunsch unglücklicherweise auf einer Lesereise durch Westfalen und Niedersachsen. Unglücklicherweise, denn Städte wie Bad Oeynhaus, Rietberg oder Lübbecke haben alle durchaus ihre Reize, zu denen aber nicht die Existenz einer Buchhandlung gehört, in der man auf der Stelle ein Exemplar der „Strudlhofstiege“ fände – ein Schicksal, das sie wohl mit zahlreichen auch größeren und bedeutenderen teilen.

21. September 1925 die Straßenbahn über dem Knie abfahren), tauchte ein gewisser Doktor Negria auf, ein junger rumänischer Arzt, der hier zu Wien an der berühmten Fakultät sich fortbildete und im Allgemeinen Krankenhaus seine Jahre machte.“

Ein Satz zum Hinknien und Anbeten. Wieso eigentlich? Vor allem wegen dem „Oskar hieß er“. Ein milderer oder weniger wahnwitziger Schriftsteller hätte natürlich geschrieben „der Oskar hieß“. Da liegt der ganze Unterschied zwischen einem Stil, der Walzer tanzt, und einem, der im Marschakt zu Fuß latscht (in zu engen Stiefeln). Man lese sich das laut vor und wird daraufhin sofort nach einem be-

fort, bis mich das Zimmermädchen zum Verlassen meines Lesepfuhls nötigte.

So wurde ich, Buch in der Hand, hinaus in die windigen Straßen entlang der Hunte geweht. Eines dürfen Sie mir glauben: Es ist nicht ganz leicht, durch ein herbliches Oldenburg zu gehen, wenn man sich eigentlich im ewig-sommerlichen Wien befindet. Um einen notwendigen Druckausgleich herzustellen zwischen dem heiter barocken, leicht balkanesisch versumpften, unveränderlich, aber beschwingt durch die Zeiten gleitenden ernst-frivolen und tief-nostalgischen und doch ganz gegenwärtigen Spiel, in einer von dessen Seifenblasen ich schwerelos durch den Tag trieb, und dem friesisch-

Allenfalls könnte man noch sagen, es gehe im weitesten Sinne um die geglättete Menschwerdung des Leutnants, später Majors, noch später Amrats Melzer und um die nicht geglättete Renée von Stanglers. Aber wäre damit wirklich jemandem weitergeholfen?

Wenn es um etwas geht, dann um Wien und um die Tatsache, daß es die privaten Erfahrungen und Erschütterungen sind, die die Menschen umtreiben, viel mehr als solche Kontingenzen wie daß mitten im Roman ein Krieg verloren wurde und das k&k-Reich zu einer kleinen Elendshaut zusammengeschumpft ist, wovon sich aber keiner der zahlreichen Protagonisten sonderlich verdrießen läßt und

genz und Wien, Mandschuria und Wladivostok verdächtige Analogien zeigte, so daß man auf die unsinnige Vorstellung verfallen konnte, sie werde in Röhrensystemen entlang der Strecke geleitet. So auch die Bildung.“

Ich muß glauben, daß es hier keinen Lektor gab, der hätte Hand anlegen können und das bei dieser letzten zauberhaft-sustinsierenden Drehung „So auch die Bildung“ gewiß getan und damit ein Stilverbrechen begangen hätte. Lektoren sind eine ernste Gefahr für Genies!

Bildung und Bratensoße! Nein, ich kenne, glaube ich, mit Ausnahme Albert Cohens keinen bedeutenden Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts, der so viele vorsätzliche Anschläge auf die an den Schreibschulen gelehrt Orthodoxie des „Was man darf“ begeht wie Doderer in diesem Buch, und jeder von ihnen ist ein Triumph des Liebespaars Autor-Leser über die Forderung nach stromlinienförmiger Marktcompatibilität von Literatur.

Hier, weil es so schön ist, noch ein Zitat über den, der sich doch mit einigem Recht für die Hauptperson des Buches halten dürfte: „In einem besseren Roman wären jetzt die Gedanken des einsamen Reisenden während seiner Fahrt nach Wien zu erzählen und notfalls aus der betreffenden Figur herauszubehuteln und hervorzuhebeln. Bei Melzer ist das wirklich unmöglich; von Gedanken keine Spur; weder jetzt, noch später, nicht einmal als Major.“

Befreit von der Last, irgendeine Story erzählen zu müssen, irgendwie von A nach B gelangen zu müssen, kann die „Strudlhofstiege“ in Szenen, Bildern und Stimmen zu sich kommen und bei sich sein. Unvergeßlich die Schilderung der Bärenjagd auf der Treskavica in Bosnien. Sommersonnengetränk die Tennismatches im Augarten und im Landhaus der Stanglers. Oder die Figur des Rittmeisters oder „Zerrüttmeisters“ von Eulenburg. Der ist nur eine Stimmfärbung, ein Klang, der einzig reichsdeutsch-preussische im Buch, aber wenn man ihn hört – und man hört ihn! –, wird er plastischer als durch alle psychologisierenden Analysen.

In der „Strudlhofstiege“ gilt nicht das Prinzip „Action is character“, sondern Klang ist Charakter, Wort- und Sprachmusik sind seine Antriebe.

Das Erstaunlichste an alledem ist das Erscheinungsdatum: 1951. Wir reden immer von Epochenbruch und fragen uns, wo das Vorkriegsdenkmal der deutschen Literatur nach 1945 geblieben ist, während in der BRD die nach Fußschweiß riechende Landsersprosa von Hans-Werner Richter und Konsorten den Anspruch erhob, die demokratische Erneuerung der deutschen Literatur zu repräsentieren. Nein, dort in Wien, in diesem Werk Doderers wurde der Staffelstab der Genies von den Musils und Manns in die Nachkriegszeit gereicht. Nur dort.

Nach der ersten Lektüre ist man betäubt, betört, berauscht – und hat rein gar nichts verstanden. Und nie hat es weniger ausgemacht. Nie hat es weniger zu bedeuten gehabt, die Edithas und Etelkas und Pastre-Zwillinge nicht auseinanderhalten zu können. Denn nun geschieht folgendes: Wie nach jeder überwältigenden Lektüre hat der Leser eine unbändige Lust, gleich das nächste so außergewöhnliche Buch zu lesen. Er wird aber sehr rasch feststellen, daß es das nicht gibt. Nach der „Strudlhofstiege“ schmeckt alles erstmal schal und langweilig. Was wäre also logischer, als daß man nach einer kurzen Versuchsaufpause erneut zu ihr greift? Man hat die Hauptstränge und Hauptgestalten noch etwa im Kopf, und jetzt bei der zweiten Lektüre entfaltet und klärt sich alles aufs Schönste, und zum Glück des Durchblicks gesellt sich das Glück des Rückfälligkeit-Werdens, für jeden Literatursüchtigen seit jeder der höchste Genuß.

Michael Kleberg ist Schriftsteller. Zuletzt erschien sein Roman „Väterjahre“ (DVA). In unserer Serie „Mein erstes Mal“ beschäftigten sich bislang Michael Maar mit „Ein fliehendes Pferd“ (24. März) und Brigitte Kronauer mit der „Jllas“ (8. April).

## Oldenburg oder Die Tiefe der Zeiten

Gegen meine eigentliche literarische Autorität fand ich doch den Weg zu Heimito von Doderers „Strudlhofstiege“.

Von Michael Kleberg



Die Strudlhofstiege in Wien auf einem Foto von 1961 und die dort heute angebrachte Tafel mit dem Eingangsgedicht aus Doderers Roman

Nachdem ich dreimal gehört hatte: „Aber wir können es Ihnen zu morgen bestellen“ und darauf mit „Aber morgen bin ich nicht mehr hier“ geantwortet hatte, kam mir ein Geistesblitz. Ich schaute nach, in welcher Stadt ich übermorgen lesen würde – das war Oldenburg. Ich rief den Veranstalter an, lies mir von ihm die Telefonnummer der Buchhandlung geben, die den Büchertisch verantwortete, telefonierte mit der freundlichen Inhaberin und bestellte den Doderer bei ihr. Und tatsächlich: Vor Beginn der Oldenburger Lesung drückte sie mir das frisch eingetragene Taschenbuch in die Hand.

Und so schloß ich mich nach dem obligatorischen Abendessen mit den Veranstalter, noch bei halbwegs klarem Bewußtsein, in meinem Oldenburger Hotelzimmer ein und begann zu lesen. Namentlich diesen ersten Satz: „Als Mary K.s Gatte noch lebte, Oskar hieß er, und sie selbst noch auf zwei sehr schönen Beinen ging (das rechte hat ihr, unweit ihrer Wohnung, am

quemen Ohrensessel verlangen, mit Fußstütze, um darin bis zum letzten Satz weiterzuschwelgen.“

Wer nach diesem ersten Satz übrigens glaubt, die Mary K. mit den zwei vorerst noch schönen Beinen (und wie genial, den Leser damit in den Bann zu ziehen, daß man gemeinsam auf die fatale Tram wartet) sei die Hauptperson dieses Romans oder der gute Doktor Negria werde darin eine irgendwie signifikante Rolle spielen, sieht sich schon nach wenigen Seiten, in denen Doderer plauderhaft vom Hölzchen aufs Stöckchen kommt und immer weiter fort von Mary und dem rumänischen Feschak, aufs Angenehmste getäuscht.

Ich las die halbe Nacht bis zum Einschlafen in meinem Oldenburger Hotelzimmer, und mit dem ersten Augenaufschlag war klar, daß ich jetzt nichts anderes tun wollte, als weiterzulesen. Also verlängerte ich kurzerhand meinen Aufenthalt um einen Tag und fuhr im Roman

herben, backsteinernen, nüchtern-protestantischen Flachland, in dem mein Leib sich, gefesselt an die Gesetze der Gravitation, wie er war, aufhielt, machte ich mich auf die Suche nach einer Konditorei.

Finden Sie einmal, wenn Sie Oldenburg nicht kennen, eine Konditorei dort! (Man kann die „Strudlhofstiege“ nicht wie „Ulysses“ in einem Pub lesen und nicht wie den „Leopard“ in einer Pizzeria!) Und haben Sie dann eine gefunden, ist es jedenfalls keine, wo man sich stundenlang lesend an einem einzigen kleinen Braunen festhalten dürfte. Ich sage nur: Kännchen und Kuchenvitrine und „Ich darf schon mal abkassieren, meine Schicht ist gleich zu Ende“.

Aber zurück zum Buch. Zwei Fragen darf man im Bezug auf die „Strudlhofstiege“ nicht stellen. Das heißt, stellen darf man sie schon, nur wird man keine Antwort darauf bekommen. Nämlich: Worum geht es in diesem Roman? Und: Was ist der Inhalt dieses Romans?

was auch keinerlei bedeutenden Einfluß auf die Verhältnisse dieser Protagonisten untereinander hat.

Nein, die „Strudlhofstiege“ ist kein Roman, den man des Plots wegen lese, man genießt ihn wegen der Ekstasen der Sprache, in die er einen Seite für Seite stürzt. Die „Strudlhofstiege“ ist eine wahre Tantra-Massage des Stils.

Wenn, wie es Michael Maar in einer Erörterung über Proust und Thomas Mann behauptet, der schöpferische Kern, die Golddeckung allen literarischen Schreibens die Metapher ist, dann sieht die „Strudlhofstiege“ aus wie Fort Knox in „Goldfinger“. Sie leuchtet, schimmert und glänzt in allen Etagen.

Nur ein Beispiel ziemlich vom Anfang des Romans. Es geht um die Bildung, die, „wenn auch kaum greifbar, doch ein international ergossenes Fluidum darstellt, nicht unverwandt der Bratensauce in den Speisewagen der großen Expreßzüge, die vorläufig zwischen Biarritz und Paris, Bre-

## Frankfurter Anthologie

Hans Arnfrid Astel

### Hand in Hand

Wer geht dort durch die Felder Und sieht die Welt an? Wer läuft durch den Acker Und wem stehn die Haare zu Berge? Bin ich der fremde Ausläufer fernen Bewusstseins von alters her?

Adam, Hopkins, Holterling & mein Großvater reden durch mich, sehen aus meinen Augen die Welt an, nießen durch meine Nase, hatschi, das ist der Heuschnapfen, und die Schwalben fliegen mir zwischen den Beinen durch.

Der rote Schimmer über dem Roggen und der lichtgrüne Schimmer über dem Gerstenfeld. Das alles sucht Halt bei seinem Schatten, Hand in Hand geht es mit seinem Schatten in die Nacht verloren, o weh mir, wo nehm ich, wenn es dunkel ist, die Worte her?

Hans Christoph Buch

### Sommerliche Idylle, von Schatten bedroht

Arnfrid Astel ist ein Außenseiter unter Deutschlands Dichtern, obwohl oder weil er als Herausgeber der „Lyrischen Hefte“ und Redakteur des Saarländischen Rundfunks anderen Poeten ein Forum bot, zugleich aber sich und sein Werk der Öffentlichkeit entzog. Das ist doppelt paradox, weil Astel früher auf keinem Kongress des PEN-Clubs oder des Schriftstellerverbands fehlte und gegen Zensur und Menschenrechtsverletzungen in Staaten des Warschauer Pakts protestierte, die viele seiner linken Kollegen zur *quantité négligeable* erklärten. Gleichzeitig war Astel ein engagierter Autor, der gegen Atombewaffnung, Atomkraftwerke und Berufsverbote zu Felde zog und Ho Tschü Minh, der Revolutionsikone von 1968, kritische Fragen ins Stammbuch schrieb: „Also Ho, / um es kurz zu machen: / Lohnt es sich, /selbst zu schlachten / und selbst geschlachtet zu werden?“

Arnfrid Astel ist ein deutscher Martial – diese Zuschreibung könnte ihm gefallen, denn anders als die Agitprop-Lyriker jener Jahre war Astel ein *poeta docuus*, der die Weltliteratur von Sappho und Petrarca bis zu Emily Dickinson und Joseph Brodsky kannte und mit an der Antike geschulten, geschliffenen Epigrammen politische Zumutungen

aufs Korn nahm: „Zwischen den Stühlen sitzt der Liberale auf seinem Sessel“ – so der sprechende Titel einer Sammlung seiner Gedichte, in denen es nicht bloß um Zeitkritik, sondern, wie stets bei Astel, auch um Erotik geht: „PARAMILITÄRISCHE Liebespaare / üben am Strand / die elementaren Handgriffe“ oder „WELTREICHE LÖSEN SICH AB: Aus tausenden von Tauben / quer über den Markusplatz / der Namenszug von Coca-Cola.“

Ich möchte immer weiter zitieren, aber ich lasse es bei der Kostprobe bewenden als Beweis für meine These, dass das abgedruckte Gedicht schon aufgrund seiner Länge untypisch für den Autor ist, der sich zur Erinnerung an seinen durch Freitod gestorbenen Sohn jetzt Hans Arnfrid Astel nennt.

Worum geht es? Der Dichter – genauer gesagt ein „lyrisches Ich“ – wandert durch blühende Felder, deren Pollen Niesreiz auslösen, auf den Spuren illustrierter Vorläufer, die er selbst beim Namen nennt: Mit Adam ist nicht der Dorfrichter aus Kleists „Zerbrochenem Krug“ gemeint, sondern der Stammvater der Menschheit, der nach dem Sündenfall und der Verstoßung aus dem Paradies im Schweiß seines Angesichts ackern muss, wie es im Ersten Buch Moses heißt. Hopkins

wiederum ist nicht der Namensgeber der Johns-Hopkins-Universität, sondern Gerald Manley Hopkins, ein englischer Dichter, der sich zum Katholizismus bekannte, dem Jesuitenorden beitrug und in kühnen metrischen Experimenten die Innovationsschübe der Moderne vorwegnahm. Manleys schwer übersetzbare, äußerst vertrackte Gedichte hat Arnfrid Astel ins Deutsche übertragen und kenntnisreich kommentiert.

Als Dritten im Bunde ruft er Hölderlin auf, „le pauvre Holterling“, der 1801, mitten im Winter, zu Fuß von Nürtingen nach Bordeaux wanderte und nach der Rückkehr Symptome von Geistesverwirrung zeigte, die zu psychiatrischer Behandlung und Einweisung in Tübingen führten, wo er den Rest seines Lebens in einem Turm am Neckar zubrachte. Schon die erste Strophe spielt auf Hölderlin an („wem stehn die Haare zu Berge?“), und die Schlussverse von Astels Gedicht („weh mir, wo nehm ich, / wenn es dunkel ist, die Worte her?“) sind eine direkte Paraphrase von Hölderlins „Hälfte des Lebens“: „Weh mir, wo nehm ich, wenn / Es Winter ist, die Blumen, und wo / Den Sonnenschein, / Und Schatten der Erde?“

Astel konterkariert die tragische Dimension von Hölderlins Poesie mit Kalauern wie

„hatschi“ und ironischen Volten, indem er Schwalben zwischen den Beinen des Dichters durchfliegen lässt. Beide Autoren sind durch Welten und Zeiten voneinander getrennt, doch die Wanderung durch die Felder ist mehr als nur ein Vorwand zur Beschwörung literarischer Vorbilder. Die heitere Unbeschwertheit von Astels Gedicht täuscht, denn ähnlich wie bei Hölderlin ist die sommerliche Idylle von Schatten bedroht, die ebenso auf den Winter vorausweisen wie auf den Hades, in dem die Seelen Verstorbenen ihr Schattendasein fristen. Tragik, Komik und existentieller Ernst schließen einander nicht aus, es sind Aspekte ein- und desselben poetischen Texts.

Arnfrid Astel: „Neues (& altes) vom Rechtsstaat & von mir“. Alle Epigramme von Arnfrid Astel. Verlag Zweitausendeins, Obertshausen 1978. 975 S., br., vergriffen.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Elf Arten, das Eis zu brechen“. Roman. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2016. 256 S., geb., 21,-€.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).

Redaktion Hubert Spiegel